



Stern der Neger

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährlich 2'50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2'50 Pengö,
Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2'50 Franken, übriges Aus-
land 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Aposto-
lischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von
Wien, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Trieste und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Seft 3

März 1937

40. Jahrgang

Vollendung.

Josef Maria Wiget, S. J., hat ein Buch geschrieben: **Jungchristliches Heldentum in China.** — Das Leben des Knaben Zyrill Sen und des Mädchens Maria Theresia Wang zwischen 1911 und 1932. Mit Bewilligung des Verlages Herder & Co., Freiburg i. Br., entnehmen wir dem überaus empfehlenswerten Buch die Schilderung vom schönen Sterben des Knaben Zyrill Sen.

Die Ärzte wußten erst nicht, was sie zu diesem unerwarteten Rückfall sagen sollten. Die Wunde wies kein Anzeichen eines ungesunden Heilungsverlaufes auf; von dieser Seite konnte keine Gefahr drohen. Doch stellten sie einen Lungenschlag fest, vor dem sie machtlos waren. Sie konnten höchstens durch Sauerstoffzufuhr das Leben um einige Stunden verlängern und die Schmerzen etwas lindern. Zyrill blieb ruhig und ergeben, ja er lächelte freudig. Nur eines machte ihm Sorge: er wollte von seinem geistlichen Vater Abschied nehmen, und fürchtete, er möchte zu spät kommen.

Gegen halb 5 Uhr kam der Rektor des Seminars ins Krankenhaus. Wir lassen hier seinen Bericht folgen:

„Sobald mich Frater Zyrill sah, lächelte er mir entgegen und sagte: ‚Ich gehe in den Himmel und bitte Sie um Verzeihung für alles, womit ich Sie betrübt habe. Bitten Sie auch meine Mitseninaristen für mich um Verzeihung für alle meine Fehler und

für all das Gute, das ich unterlassen habe. Ich bin ganz zufrieden; wie der liebe Gott will! Fiat voluntas Dei! Nur eines tut mir leid, ich habe den Heiland nicht genug geliebt; ich war nicht großherzig genug. Ja, sagen Sie meinen Mitbrüdern, sie möchten ihn recht lieben und ihm nichts verweigern. Ich opfere meine Leiden auf und bringe das Opfer meines Lebens für die Seelen und für die Bekehrung Chinas!‘

‚Im Himmel‘, sagte ich ihm, ‚wirfst du für deine Mitbrüder vom Seminar und für ihren Rektor beten.‘

‚Ja‘, erwiderte er, ‚ich werde für alle recht beten.‘

‚Du mußt uns aber von der Mutter Gottes wenigstens zehn Veruse ersuchen, um dich zu ersehen.‘

Da schaute er auf und lächelte, vielleicht ergötzt über eine solche Zumutung. Dann sagte er ruhig: ‚Ja, ich werde von der Gottesmutter Seminaristen ersuchen.‘

Während der Arzt Seruminsprizungen versuchte, ging ich zur Kapelle und holte das Allerheiligste für die Wegkehrung. Beim Eintritt des göttlichen Heilandes erhob sich der Frater ein wenig und machte das Kreuzzeichen über sich. Dann betete er selbst mit fester Stimme das Confiteor. Während der heiligen Dlung antwortete er auf alle Gebete und bat um den Sterbeablaß.“



Unter den Indianern. Der Apostol, Wikar von Ucayali (Peru), Erz. Trazola, O. F. M., im Arbeitskostüm unter den „Campas“ = Indianern. Im 18. Jahrhundert hatten die Franziskaner 28 Siedlungen — „Reduktionen“ — für diese gefürchteten Indianer gegründet. Der Bischof denkt daran, diese zerstörten Siedlungen wiederherzustellen. (Fides-Foto).

Sein Vater und seine Mutter waren gegen 5 Uhr gekommen, während seine Schwester, die Postulantin, schon seit Beginn der Krise an seinem Krankenbett weilte. Zyrill tröstete seine Eltern: „Weinet nicht! Ich bin glücklich. Ihr müßt dem lieben Gott danken für alle Gnaden, die er mir gegeben hat. Mut, liebe Mutter! Du müßt dieses Leid dem lieben Gott opfern. Er verlangt das Opfer, da muß man folgen.“

Er dachte an all die Seinen. Noch kurz vor dem Sterben sprach er zu den Angehörigen vom lieben Gott und tröstete seine Mutter, die zitternd und weinend an seinem Bette saß: „Ich gehe jetzt in den Himmel. Mutter, sei nicht traurig. Es ist wahr“, dabei wandte er sich zärtlich zur Mutter hin, als wolle er ihr etwas anvertrauen, „es ist wahr, je mehr man hienieden leidet, um so besser ist es.“ Der Postulantin empfahl er: „Beobachte gut die Regeln und gehorche immer deinen Oberrn. Darin liegt alles.“

Alle Umstehenden, selbst die Ärzte waren erbaut und ergriffen von der Ruhe und Geduld des Sterbenden. Die Schwester Oberin sagte mehrmals: „Vater, ich kann das nicht verstehen. Dieser Junge hat sicher nach dem Tode verlangt. Der Eingriff war ungefährlich. Man stirbt doch nicht an einer solchen Krankheit.“

Nach dem Tode verlangt? Ob Zyrill ihn

ausdrücklich gewünscht hat, wissen wir nicht, aber er hatte sein ganzes Leben dem Heiland aufgeopfert und mit freudigem Herzen die Antwort des Heilandes auf seine Hingabe vernommen. Frater Sen dachte ganz sicher in diesen Augenblicken an den 17. Oktober. Jetzt wußte er, daß der Heiland das Opfer angenommen hatte. Aber niemand von den Umstehenden ahnte etwas. Er selbst schwieg und machte nicht die leiseste Anspielung auf sein Geheimnis. Der einzige, der Kenntnis davon hatte, war sein geistlicher Vater, der die nahe Gefahr nicht kannte. Sobald er Nachricht von dem schlimmen Zustand des Braters erhielt, kam er ins Krankenhaus. Es war gegen 6 Uhr abends.

Zyrill hatte sehr nach ihm verlangt und war voller Freude. Aber merkwürdig, der Vater hatte alles vergessen. Er gestand später, daß weder die plötzliche Erkrankung noch die unerklärlich rasche Todesgefahr ihn an die vergangenen Wochen erinnerte. Er wußte nichts mehr von dem ihm anvertrauten Geheimnis, von der Neuntageandacht, der gegebenen Erlaubnis, der heiligen Messe, die er vor zwei Monaten in besonderer Meinung für den Frater gelesen hatte: all das war wie aus dem Gedächtnis verschwunden. Erst am Begräbnistage, da er in seinem Zimmer betete, kam die Erinnerung daran wie eine Erleuchtung über ihn. Gott hatte es so gefügt. Sen

brachte in seinem Schweigen ein letztes Opfer der Loschälung von allem irdischen Troste, selbst dem dieser Aussprache mit seinem Seelenführer, nach der er sich gesehnt hatte. So blieb sein Geheimnis nur ihm und seinem Jesus bekannt.

Der Vater betete dem Kranken seine Lieblingsgebete vor. Bei den Anrufungen: „Seele Christi, heilige mich!“ wiederholte der Frater zweimal die Bitte: „In deine heiligen Wunden verberge mich!“ Die letzten Verse: „Zu dir zu kommen heiße mich!“ klangen besonders innig und flehend. Dann schenkte er sich wieder dem Heiland im „Suscipe . . .“ — „Nimm hin, o Herr, meine ganze Freiheit . . .“ — und betete das „Salve Regina“ zu seiner himmlischen Mutter.

Als der geistliche Vater das schöne Gebet vom hl. Franz Xaver begann: „O Jesu, ego amo te . . .“ — „O Jesus, ich liebe dich . . .“ —, fuhr Zyrill lebhaft weiter: „Quia tu amasti me . . .“ — „Weil du mich geliebt hast . . .“ Diese selbstlose, uneigennützige Liebe war das Tiefste seiner Seele. Dann stimmte er plötzlich mit kräftiger und klangvoller Stimme, wie als letzte Bitte, das schöne Gebet der Komplet an, das er so oft in der Seminar-kapelle gesungen hatte: „In deine Hände, Herr, empfehle ich meinen Geist.“

Gegen halb 8 Uhr kam sein älterer Bruder, der nicht gerade als Muster christlichen Lebens gelten konnte. Er war nicht schlecht, aber doch recht gleichgültig gegen die Gnade des Glaubens. Ihm gegenüber schlug Zyrill einen ernsten, fast gebietenden Ton an. Eindringlich bat er ihn: „Willst du mir versprechen, alles zu tun, was ich jetzt von dir verlange?“ — „Ja“, antwortete der Älteste weinend, „alles, was du verlangst.“ — „Nun gut, lebe als echt katholischer Mann; denke an den lieben Gott, halte seine Gebote und die der Kirche; ehre deine Eltern. Du gehst in Zukunft öfter beichten und kommunizieren . . ., versprichst du mir das? . . . Liebe innig deine Frau. Sorge für deine Kinder . . ., den kleinen Josef. Jetzt habe ich nichts mehr zu sagen. Wenn du sehr beschäftigt bist, kannst du gehen . . . Ich habe nur noch zu warten, bis der liebe Gott meine Seele zu sich nimmt.“

Dann bat er von neuem seinen geistlichen Vater um Verzeihung und trug ihm auf, er möchte auch in seinem Namen die Lehrer „für die verspäteten Schulaufgaben“ um Verzeihung bitten.

Kurz darauf sagte er zu den Umstehenden, wie wenn er sich entschuldigen wollte: „Was mache ich euch doch für Sorgen! Laßt mich nur ohne Bedenken allein. Ich will mich etwas ausruhen.“

Der Tod kam merklich näher: der Puls schlug kaum mehr und der Atem wurde immer schwächer. Um Viertel nach acht hörte man ihn noch lispeln: „Jesus, Jesus! Heilige Theresia vom Kinde Jesu, bitte für



Araucanische Mutter mit ihrem Kind.

In Chile leben noch 80.000 reinblütige Araucaner, ein kriegerischer, widerstandsfähiger Indianerstamm. Ungefähr 50.000 gehören zu dem von den bairischen Kapuzinermissionären geleiteten Apostolischen Vikariat. Unser Bild zeigt eine araucanische Mutter mit ihrem Kind, das in der eigentümlichen Wiege, „kupülhue“ genannt, liegt. Für die Indianer Süd- und Nordamerikas läßt der hl. Vater im Monat März beten. (Fides-Foto.)

mich! Mutter!“ Dann kam der stille Todeskampf. Um diese Zeit sangen seine Mitbrüder im Seminar vor dem Allerheiligsten das kirchliche Abendgebet.

Zyrrill lag mit geschlossenen Augen da. Man sah, wie die Schmerzen seinen Körper durchzuckten. Es scheint, daß er in den letzten Augenblicken noch viel zu leiden hatte. Beim Anblick dieses letzten Kampfes vergaß sein Vater, ein männlicher Katholik, seinen eigenen Schmerz. Er beugte sich über sein Kind und flüsterte im Stofsgebete zu: „Barmherzige Mutter, stehe mir, Zyrrill, dem armen Sünder, bei und nimm mich gnädig auf.“ Dann ermunterte er ihn wieder: „Zyrrill, mein kleiner Zyrrill, denk an deine Seele. Bitte deinen Schutzengel, deine heiligen Patrone, daß sie dir mit Maria und Josef vor dem Angesichte Gottes beistehen.“ — „Jesus, Maria, Joseph, euch schenke ich mein Herz, meine Seele, mein Leben.“

Die Umstehenden verrichteten die Sterbegebete und empfahlen die scheidende Seele der unendlichen Güte Gottes. Kurz vor neun Uhr ging ein letztes krampfhaftes Zucken durch den Körper. Die Seele hatte sich von der irdischen Hülle gelöst. Jetzt ruht sie für immer „im Frieden des göttlichen Herzens“.

Alle, die Zyrrill gekannt hatten, waren von seinem raschen Tod erschüttert. Sie beweinten und bewunderten ihn. Sein geistlicher Vater sagte: „So ein schönes, friedliches Sterben habe ich noch kaum gesehen.“

Die Kinder des Pfarrkirchenchores, denen Zyrrill Unterricht erteilt hatte, sangen auf eigenem Antrieb bei der Totenmesse und empfingen die heilige Kommunion. Sobald sie von Vater Rektor erfuhren, daß er von Zyrrill zehn neue Seminaristen verlangt habe, riefen sie alle einstimmig: „Vater, da brauchen Sie nicht länger suchen, hier sind die zehn.“

• Gebetsmeinung für den Monat März: „Für die Bekehrung der Indianer Amerikas“.

Unbekannte Helden.

Da war der gute Vater De Hover. Malariafieber verzehrte seinen armen alten Leib. Und die Station war 15 Meilen von der Stadt entfernt. Die Mitbrüder dort wußten nicht, wie schlimm es um ihn stand. Seit drei Nächten hatte er nicht mehr geschlafen und er fühlte das Ende nahe. Sollte er nicht die Mitbrüder in der Stadt benachrichtigen? Die würden ihn holen. Vielleicht wäre noch Hoffnung... Seine Augen schweiften hinaus... Da lagen die Hütten seiner Schwarzen. über 25 Jahre hatte er unter ihnen gearbeitet. Könnte es nicht noch länger sein?... Da draußen stand der Baum, in dem er geschlafen hatte zu einer Zeit, wo seine Hütte noch kleiner war als jetzt (und jetzt hatte eben ein Tisch und Bett Platz).

Der Tag verrann, und Vater De Hover wäre auf seiner einsamen Mission gestorben, wenn ihn nicht einer seiner jüngeren Mitbrüder mit frommer List überredet hätte, ins Krankenhaus zu kommen. Dort starb er nach zwei Tagen — ein Held.

Sie war eine junge Schwester aus Schwaben. Vor vier Jahren war sie mit uns auf demselben Schiff nach Südafrika gekommen. Nach wenigen Monaten zeigte es sich, daß die Schwester die Schwindsucht hatte. Sie wurde auf eine Eingeborenenstation gebracht und dort von ihren Mit-schwwestern gepflegt. Neulich hörte ich, daß sie tot sei — nach langem Krankenlager. Sie konnte nie etwas tun für die Neger. Aber sie hat viel gebetet und schließlich hat sie das Größte getan: ihr Leben aufgeopfert für die Schwarzen — eine Heldin.

Und schließlich will ich noch unseren Bruder Andreas erwähnen. Er war in seinen besten Jahren, gebeugt von der Arbeitslast, die er auf sich nahm. Unsere Mission unter den Vapedi ist mit seinem Schweiß getränkt... Wir fuhren eben von Glen Cowie zurück, wo der erste Exerzitienkursus stattgefunden hatte. Bruder Andreas war mit uns. Er nahm am zweiten Kursus teil, der in Maria-Trost abgehalten

wurde. Es waren dies seine letzten Exerzitzen und ich sah ihn damals zum letzten Male. Als ihn der Tod von einem schweren Leiden erlöste hatte, lag er im Eingeborenenkirchlein von Maria-Trost aufgebahrt, wo ihm seine Mitbrüder das Requiem sangen — ein Held der Arbeit, der Regeltreue und der Aufopferung.

Südafrikanische Nächte.

Sie tragen etwas von der Erhabenheit ungestörter Natur an sich. Kein Lärm stört die Stille, kein Licht das Dunkel. Geschützt von Föhren und Eukalyptusbäumen ruht unser kleines Städtchen in der weiten Transvaaler Hochebene. Das Kreuz des Südens funkelt vom klaren Nachthimmel und segnet das schlafende Land.

Wir brauchen Gottes Segen in diesem Land, denn wir haben viele Sorgen und Probleme . . . Das Sektenwesen verwirrt die Köpfe, Sittenlosigkeit schreitet durch die Familien, Kommunismus unterwühlt die Ordnung. Die weißen Katholiken sind lau und die Eingeborenen-Mission arbeitet unter großen Schwierigkeiten. Priester stehen auf einsamen und armen Posten. Und während der Nachtwind durch die Bäume vor meinem Hause fährt, kniet wohl mancher dieser Priester — sie kommen aus aller Herren Länder — vor dem Tabernakel und betet um Segen und Erfolg und das tägliche Brot und das liebe Geld.

P. Karl August Steidle, F. S. C.

Der unsichtbare Dritte.

Von Anna Kayser.

Der Zug zog an. Noch einen letzten Gruß zu St. Meinolph auf dem Berge gegenüber und Georg zog das Abteilfenster zu.

Da versank ihm eine ganze Welt.

Er lehnte sich in die Ecke und versuchte, nichts zu denken. Er war müde vom schweren Erleben der letzten Zeit und vom innern und äußern Umbruch. Das war nun vorüber. Nun ging es heim.

Heim!?

Er las den letzten Brief des Vaters noch einmal, den fünften in dem halben Jahre, seit er zum Begräbnis seines Bruders zu Hause gewesen war. Die andern hatten Verwandte und Befreundete seiner Sippe geschrieben. Sie hatten ihn wohl aufgestört, aber nicht bezwungen. Dieser war nun vom Vater selber:

Mein Sohn!

Bist Du das wirklich noch? Und kannst Deinen alten Vater weiter mit Last und Jammer allein lassen? Du schreibst so schön von den unbegreiflichen Schickungen Gottes. War es Gottes Schickung — oder Zulassung —, daß der Tod binnen vier Wochen Deine Mutter — und Bernhard, die Hoffnung unseres Geschlechtes, weg raffte? Nun, so wird es auch sein Ratichluß sein, daß Du an seine Stelle

rückst. Die Scholle, die Dich geboren hat, ruft Dich. Du bist ihr verpflichtet, wie ich es einmal war, als mein ältester Bruder auf dem Schlachtfelde blieb. Ich war mit Herz und Seele Lehrer und habe doch keine Stunde gezögert, zu meinen beraubten Eltern zurückzukehren. Auch der Soldat springt in die Bresche, wenn der Vordermann niedergestreckt wird.

Du sagst: „Ich diene einem andern König, und der verlangt das Ganze!“ Wir alle dienen diesem König, der eine mit Kreuz und Kelsch, der andere mit Pflug und Sichel.

Fühlst Du nicht das Blut der Strithofen in Dir aufrauschen, wenn Du an die verlassene Väterstatt denkst, auf der der Schnitter Tod so grause Ernte gehalten hat? Bernhard würde aus seinem frühen Grabe aufstehen, wüßte er, daß Du sie so verleugnest. Und — mir dreht sich noch allemal das Herz im Leibe um, wenn ich Elise sehe, wie ihr die Brautmyrte zum Totenkranz geworden ist.

Georg, mehr als fünfhundert Jahre leben die Strithofen auf diesem Grund. Einer unserer Ahnen hat ihn mit seinem Blute gegen fremdes Raubvolk verteidigt. Der „Geharnischte Ritter“ an den Föhrensteinen ist das ewige Ehrenmal

seiner Tat. Und Du — ich vermag's nicht zu glauben — willst lieber in einem fremden, wilden Lande auf Dorn und Steine säen als auf die Scholle Deiner Väter. Ist sie nicht auch heiliges Land?

Du hast mir als Knabe oft leid getan, daß Du der Zweitgeborene warst, wenn Du stundenlang neben mir am Pfluge gingst, wenn Du schon als Knirps Dein „Saatfeld“ in der Sandhöhle hattest. Nun hat Bernhard Dir den Platz frei gemacht, und Du verschmäht ihn. Was wird es dem Herrgott verschlagen, wenn



Gebete für den „Großen weißen Vater“.

Aus Anlaß der Erkrankung des Heiligen Vaters liefen von allen Teilen der Welt rührende Zeichen der Anteilnahme und des Gebetversprechens ein. Auch unser kleiner Eskimo aus einer Missionsschule der Hudson-Bay gehört zu den Tausenden von Kindern, die in katholischen Missionen in ihren Gebeten des Heiligen Vaters gedenken. Die Barmherzigen Schwestern von Nicolet und die Grauen Schwestern von Nicolet sind dort tätig. (Fides-Foto.)

er eine Kraft weniger in seiner Truppe hat? In ihr bist Du nur einer von vielen. Hier aber ist ein ganzes Geschlecht auf Dich gestellt. Georg, die Vorigen und die Kommenden warten auf Dich.

Und Dein alter Vater.

Georg steckte den Brief ein. Ein Zug herber Entschlossenheit kam in sein markantes Gesicht. Das Strithoffsche Bauernblut rauschte machtvoll auf in seinen Adern. Hatten sie nicht doch recht, der Vater, der Pfarrer daheim und zu guter Letzt auch sein alter Lehrer in St. Meinolph, daß er den Willen Gottes in den Verhältnissen erkennen müsse? Wer hatte seinen Sinn erkannt oder wer war sein Ratgeber gewesen, als er solche Schicksalschläge zuließ? „Langenbrink!“

Die Heimat.

Es war hoher Lenz. Die goldenen Ginster an den Hängen und die blühenden Wiesen sonnten sich in seiner letzten Liebe. Der Himmel war leuchtend blau, die Luft trunken von Sonne, Lerchen sangen sich ins Licht, vom Walde herab lachte der Grünspecht. Mit weiten Armen grüßte die Heimat.

Am „Beharnischten Ritter“ inmitten einer wildumwucherten Felspartie rastete Georg erst ein Weilchen, ehe er zu Tale stieg. Hier hatten sie als Knaben unbeschwert ihre Kampfspiele gespielt. Und manche Stunde hatten er und Bernhard in den Jahren des Jugenddringens einsam hier gesessen. Aber von einer andern Scholle hatte er geträumt, wild und urhaft, durch die wollte er des Herrgotts Pflugchar furchen, Brücken wollte er bauen zwischen diesseitigem und jenseitigem Land, Ströme aus Felsen schlagen für Durstende in Wüsten. Und nun heischte ihn die verlassene Scholle der Heimat zurück: „Bon mir bist du! — Ich verlasse mich auf dich!“

Und eine andere Stimme ging dagegen wie das Rauschen weltferner Ernten: „Uns gehörst du. Du bist Seele von unserer Seele . . .“

Georg preßte im Aufwallen des letzten Kampfes die Zähne zusammen und schritt rasch die Trift zwischen blühenden Hecken hinab zum Hof unter alten Buchen.

Bruder Michael im Garten der Missionsfarm Maria-Trost an der Arbeit. (Foto: P. Zorn.)



Ein allmächtiges Heimatgefühl strömte in ihm auf. Sein Land, sein Hof, das alte heimelige Haus, die sprossenden Marken, die reifen Wiesen. Die Küllen im Ramp kamen wiehernd zur Pforte galoppiert, die grasenden Rühle äugten wohligh auf. In den Buchen schmetterte das Finkenvolk. Schwalben strichen aus dem offenen Haustor.

Und daneben brannte ihm drinnen wieder Heimweh auf. Um diese Zeit gingen in der andern Heimat auf dem hohen Berge die Brüder zur Komplet. Ein Platz in der zweiten Bank würde leer sein . . .

Im Garten des Rungenhofes nebenan war ein junges Mädchen am Jäten, groß und blond, mit einem Trauerband am blauen Leinenkleid. Er winkte ihr mit dem Hute: „Grüß Gott, Elsa!“

Sie winkte schweigsam zurück.

Der Vater kam mit geschulterter Sense den Feldpfad herunter. Georg war betroffen, wie gebeugt der sonst noch so aufrechte Mann in dem halben Jahr geworden war.

Er hatte sich nicht angekündigt. Um so größer war des Vaters Freude. Er drückte ihm die Hand so fest, daß es fast schmerzte.

„Soll man's wirklich glauben?“

„Ja, Vater, da bin ich endlich!“

Er wollte ihm die Sense abnehmen, aber er ließ sie ihm nicht. „Die war's nicht, die mich drückte. Du mußt auch erst wieder Schwielen kriegen.“

Sie gingen ins Haus. Es war totenstill drinnen. Erinnerungen raunten in allen Winkeln. Es war, als hing der letzte Atem der Weggegangenen noch in der Luft, - so

dämpfte es Georg im Halse. Früher war ihm die Mutter immer schon auf der Tonnenschwelle entgegengekommen, glücklich, daß sie ihren Jüngsten mal wieder für ein paar Wochen daheim hatte. Und Bernhard, der blonde, bärenstarke Recke, hatte ihm einmal schon die Pflugleine entgegen geworfen: „Ferien? Lachhaft für 'n Bauernjungen, Ferien!“ Wie mußte der Vater einsam gewesen sein ohne die beiden!

Über dem alten Sofa hing das Bild des jungen toten Hofers Bernhard, in der schmucken Weidmannstracht, in der er sich in eisigkalten Nächten auf dem Anstand den Todeskeim geholt hatte.

Die Muhme Lisbeth kam unter Lachen und Weinen herein. „D du, wärest du aber auch nicht gekommen! Ich hätte es dem Herrgott zu Lasten gelegt.“

„Ich habe ihm für Besseres nicht getaugt, Muhme Lis“, scherzte er ernst.

Er lief aus der Stube, hinauf nach der alten Jungenkammer. Das Bett an der rechten Seite war zugedeckt. „Tod, was hast du getan! Schüssigen Weizen mäht kein Schnitter! Stand genug reifer für deine Sichel . . .“

Georg verbiß den aufsteigenden Jammer und fuhr hastig in Bernhards Loden, wie früher in den Ferien. Die Braunen hatten ihn schon gewittert, er wollte sie zur Tränke bringen.

Als er zurückkam, war's, als wäre der Lenz noch spät im alten Hause eingekehrt. Die beiden Knechte ließen ihren jungen Bauer mit „Surra“ hochleben, die jungen

Mägde juchzten ihm vom Melken auf der Weide zu, die Ruhme werkte so flink und hellläufig in der Küche, als hätten ihr die Schwalben einen zweiten Frühling gesungen. Und der Vater meldete es gerade den Bienenvölkern, daß der Hof wieder einen Erben habe.

Um das Haus herum wisperte und puspelte es. Eine nachbarliche Heimkehrfeier? Georg erbat sich den ersten Abend daheim für sich. Er stand auf erstster Schwelle.

Die Ruhme war betroffen, daß zum ersten Male seit Bernhards Tode Elsa nicht herüberkam. Sie hatte es ihr am Begräbnistage gelobt, sie nicht im Stiche zu lassen. Und nun ließ sie sie gerade heute mit aller Sorge und Freud' allein. Das Lichtchen von ihrer Mädchenkammer schien noch spät durch die Buchen.

Ob sie Georg scheute? Sie war doch von Kindesbeinen an so gut Freund mit ihm gewesen, viel mehr als mit dem ein wenig herrischen Bernhard.

Georg staunte über sich selbst, daß er sich so rasch wieder ins heimatische Bauernleben einfügte. Wohl war er in den ersten Wochen noch zu jeder Zeit mit den Gedanken in St. Meinolph. Mitten in der Kornmahd unter den lustig scherzenden Hausleuten konnte ihn eine ferne Glocke, ein hoher Verchenstieg aus aller Wirklichkeit reißen.

Und wenn er in sonntäglicher Frühe zur Kirche, weit auf der „Herrenhöhe“, wanderte, war ihm wohl mal, als kehre er nun heim zu seinem heiligen Berge und nie

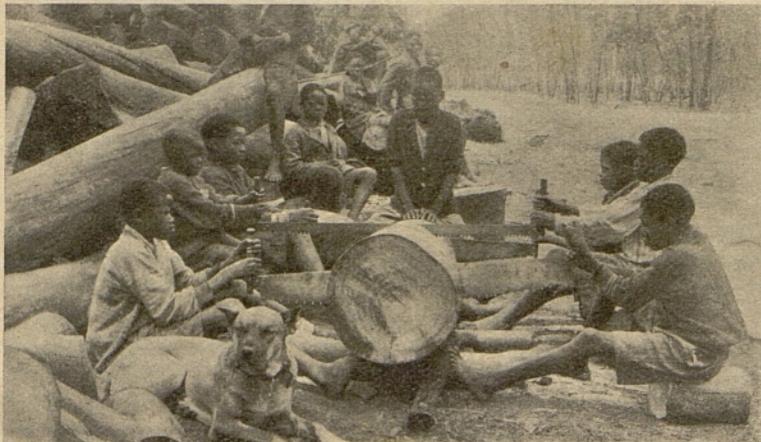
mehr zurück ins Tal seiner Väter. Dann spürte er immer noch den geheimnisvollen Zweiten neben sich, über sich, in sich, der ihn damals als Sechzehnjährigen von den Feldern des Strithofes auf seinen Acker gerufen hatte. Im Banne dieser seltsamen Macht hatte er die Hand an seinen Pflug gelegt und nicht zurückgeschaut.

So tat er in strenger Selbstzucht auch jetzt. Wie er damals unter seinen Mitbrüdern, ob beim Sport oder Psalmengesang, der fröhlichste gewesen war, so war er es auch jetzt daheim. Er sang mit den ersten Verchen in die weißen Morgennebel, er jagte die immer wieder aufsteigende Schwermut des Vaters um den Tod seines Ältesten und manchen Zwist unter den Haushelfern mit einem ausgleichenden Wort oder lustigen Schwank in alle Winde.

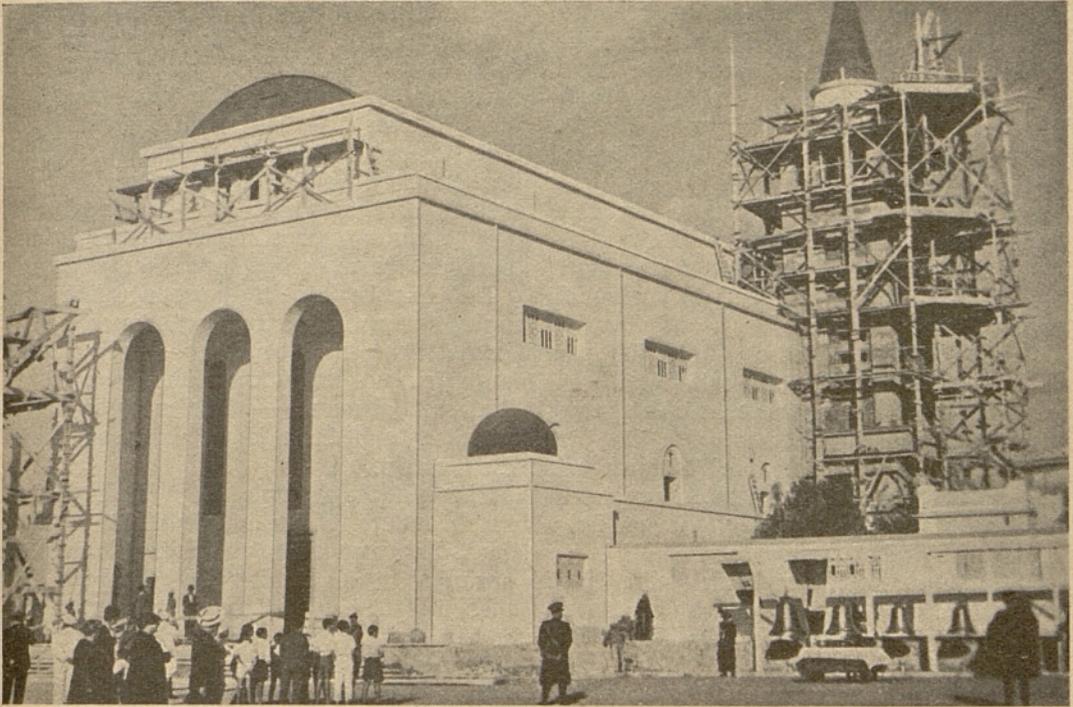
Auch in der Dorfgemeinschaft war er überall froh mit dabei. Er und der junge Rungenbauer begannen gesellige Dorf-abende mit Kurzweil und Aussprachen. Aber sobald die Lustigkeit auszuschweifen begann, konnte Georg losfahren wie ein Ungewitter, oder er ging schweigend ab und kam lange nicht wieder.

Dann zog er sich wieder in sich zurück, wanderte stundenlang einsam durch den Wald, belauschte die scheuen Rehe oder er saß mit der Geige am Bergsee und verströmte seine Seele in seltsamen Weisen übers verträumte Nied des Waldsees.

Wenn er von solchen Gängen heimkam, merkte er allemal eine merkwürdige Unruhe bei seinem Vater. Und die Ruhme



Nach der Schule sägen die Buben Holz oder helfen auf der Farm sonstwo. (Foto: P. Zorn.)



Die neue Franziskuskirche in Tripolis.

Am 24. Oktober 1936 weihte Erz. Facchinetti, der Apostolische Vikar von Tripolis, dortselbst die neue Kirche zu Ehren des hl. Franz von Assisi. Die Kirche mit einer Länge von 34 und einer Breite von 20 Meter zeigt den einfachen nüchternen Stil, wie ihn der Franziskanerorden bevorzugt. Auf dem höchsten Punkt der Stadt gelegen, schaut die Kirche aufs Meer und beherrscht das Stadtbild. (Fides-Foto.)

brummte, ob er sich mit Dreiundzwanzig schon zum Sonderling auswachsen wolle.

An einem Sonntag bat ihn der Vater, mit ihm über Land zu gehen. Er lenkte mit Bedacht den Umweg am Rungenhof vorbei. Elsa stand im schwarzen Kleide hinter den blühenden Nelken am Fenster. Georg sah befremdet, wie sie jäh erglühte und sich hastig zurückzog.

„Warum tut sie das, Vater? Wir haben uns doch nicht gezannt wie ehemals.“

„Sie will fort“, entgegnete Strithofen knapp.

Georg blieb stehen. Er hatte ein Gefühl, als ob in ihm oder außer ihm — oder er selber schon wieder aus dem Geleise geschoben werden sollte.

„Elsa will weg? Wohin denn? Und warum?“

„Sie lassen ihr keine Ruhe mit dem Kaufmann Luhrs. Er hat sie schon vor

Bernhard haben wollen. Sie nimmt ihn aber nicht. Sie will in die Stadt in ein Säuglingsheim.“

„So?“

Georg sah sich plötzlich um. Da stand die stille, schwarze Gestalt wieder an Rungers Kammerfenster, und diesmal lief sie nicht weg.

„Es ist ja auch noch sehr knapp für eine neue Heirat, Bernhard ist noch kein Jahr tot“, sagte er rauh. „Wenn sie ihn liebgehabt hat —“

Strithofen seufzte: „Ja, wenn — —.“

„Was sagst du da, Vater? Sie soll ihn — nicht liebgehabt haben? Aber warum in aller Welt verlobte sie sich dann mit ihm? Hältst du sie für so berechnend, daß sie es nur des Hofes wegen . . .?“

Strithofen wick aus: „Da frag sie lieber selber.“

Vom Kirchhof her kam ihnen eine

Kutsche entgegen. Talmüllers brachten ihren Erstgeborenen zur Taufe. Der erste Müller, ein starker Mann, war vor zwei Jahren gestorben, nach einem Jahre hatte sein Bruder die junge Witfrau geheiratet, und nun war dem Geschlechte der Stammhalter geboren.

„Haben die ein Glück!“ sagte der alte Bauer bedeutsam. „Was wäre so ein altes Geschlecht auch ohne den Stammeserben? Als wenn drunten der Fluß sich plötzlich in den Grund verlöre.“

Georg verstand sofort. Er fühlte sich aus einer merkwürdigen Starrheit gerüttelt. Der Vater hatte recht. Er war nicht heimgekommen, um zu säen und zu scheffeln nur für seine Zeit, auch die Kommenden, die noch im Odem Gottes ruhten, warteten auf ihn. Er war nur eine Welle in der strömenden Folge der Geschlechter.

Er konnte dem Vater heute keine Antwort geben. Dieser mochte auch keine erwarten. Schweigsam gingen sie heim, lange vor Abend. Der alte Bauer kehrte erst noch beim kranken Lehrer ein.

Georg wollte in die Wohnstube gehen, da sah er durch den Türspalt Elsa vor dem Bilde des jungen toten Weidmanns Bernhard stehen, die hängenden Hände gefaltet, fern aller Wirklichkeit. Eine ergreifende Trauer lag über der stillen, blutjungen Gestalt. „Lenz unter Wolken“, mußte Georg selbstsam gebannt denken.

Sie fuhr von einem Geräusch aufgeschreckt herum. Da sah er, daß ihr Gesicht von Tränen überströmt war. Er trat ihr in den Weg. „Elsa, warum das nun wieder? Was habe ich verbrochen, daß du vor mir wegläufst wie vor einem Sünder, nun schon monatelang.“

Sie wandte ihm das Gesicht mit den großen blauen, schwermütigen Augen zu und kehrte sich um — und weinte.

„So lieb hast du ihn gehabt?“ sagte Georg in versagendem Tonfall. Er erschrak vor der rätselhaften Bein in ihrem Gesicht.

„Quäl mich nicht, Georg“, schluchzte sie auf. „Das ist es ja, daß ich ihn nicht — lieb hatte — und dennoch — —. Deshalb hat Gott mich gestraft. Verachte mich, aber laß mich jetzt gehen.“

Georg riß eine plötzliche Erkenntnis in Schwindel. Gott im Himmel —.

Ein Erinnern aus der Kindheit blitzte ihm durch den Sinn. Sie hatten in den Föhrensteinen „Hochzeit“ gespielt, Bernhard den „Bräutigam“, Elsa die „Braut“, er den „Pfarrer“. Im letzten Augenblick hatte Elsa sich von Bernhard losgerissen, er solle der „Pfarrer“ sein und Georg der „Bräutigam“. Bernhard hatte es sehr ergrimmt, die „Trauung“ war auseinandergefallen. Bernhard hatte es ihm lange nachgetragen.

Und Elsa hatte heftig geweint, als er damals „ewigen Abschied“ genommen hatte. Er hatte es nicht begriffen. — Bernhard hatte sie von Jungentagen an „seine kleine Bäuerin“ genannt. — Und er selbst hatte mit Herz und Sinn schon in einer andern Welt gelebt.

Ein glückliches und doch schmerzhaftes Gefühl wallte in ihm auf. Er fühlte ein heftiges Verlangen, sie aus ihrer leidvollen Verlassenheit zu reißen. Ob Bernhard ihm wieder grollen würde, wenn er sie nun doch in das Heim führen würde, das jener ihr nicht hatte geben können?

Er zog ihr die Hände vom Gesicht. „Still, Elsa, du bist doch daheim — wenn du willst, für immer.“

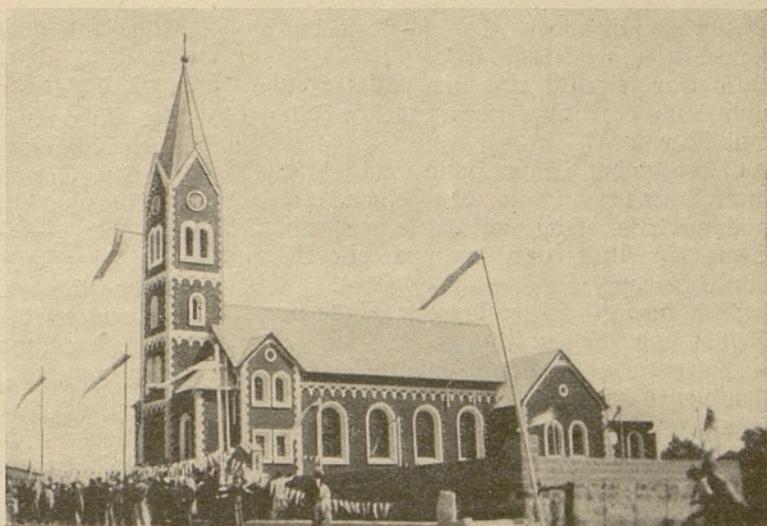
Das große Wort war gesagt.

Im selben Augenblick reckte Elsa sich hoch, herber Mädchenstolz brach aus ihren Augen, alle Scheu war verschwunden: „Du sollst kein Mitleid mit mir haben!“ stieß sie heraus und war mit einem erstickten Gruch an ihm vorbei, hinaus. —

Georg fühlte sich in den nächsten Tagen wieder wie Erdreich unter Sturm und Wolken. Aber der Sturm war wie Brausen des Lenzes, und die Wolken tauten Verheißung. Er fühlte sein Leben mächtig Wurzeln schlagen in der Erde, aus der er schaffte.

Das hatte er auch damals in St. Meinolph geglaubt, aber — das erkannte er erst jetzt ganz — eine seltsame Macht hatte es ihm gewehrt. Nie hatte er sich ganz daheim gefühlt, immer nur als Gast. Oder als Soldat im Dienste eines großen Feldherrn, in dem er gestählt und gewappnet würde, aus dem er aber jederzeit wieder fortgeschickt werden könne an eine andere Front. Nie, trotz strengster Selbstzucht, hatte er Sinn und Gedanken ganz von der Heimatscholle losreißen können, besonders

Missionskirche zu Ehren des hl. Konrad von Parzham in Südwestafrika. Am 16. August 1936 weihte der Apostol. Vikar von Windhoek Erz. Gottward ein schönes, großes Gotteshaus zu Ehren des jüngsten deutschen Heiligen, Konrad von Parzham. Die Kirche hat Kreuzform und ist durch einen weit ins Land schauenden schlanken Turm ausgezeichnet. Der Distrikt von Gobabis ist fast so groß wie Bayern und zählt bereits über 1000 Katholiken. (Fides-Foto.)



im Lenz, wenn Wald und Marken neu sproßten, wenn die Osterfeuer lohten, wenn die Schwalben kamen, wenn der Roggen blühte, wenn die Schnitterlieder klangen. Aber sein starkes Wollen und der Hunger der Seele nach den Seelen gefesselter Brüder in dunklen Erdreichen hatten immer wieder über das Schweifen der Natur gesiegt. —

* * *

Acht Tage später. Er und der Vater säten den ersten Herbstroggen. Die Hausleute waren bei der Kartoffelernte. Muhme Lisbeth kam selbst mit dem Frühstück die Trift heraufgekeucht. Georg ging ihr entgegen und nahm es ihr ab.

Sie schob ihn knurrend zurück: „Laß! Solltest mir lieber Hilfe ins Haus schaffen. Um Neujahr werde ich siebzig, dann ziehe ich mich beiseite. Wenn sie dann auch auf Nimmerwiedersehen abgeht, magst du sehn, was du anfängst. Als ob ein guter Hausvater werden was Minderes wäre! Haben's dir nicht Heilige genug vorgemacht?“

Sie schnappte nach Luft von der langen Rede. Der alte Bauer, der die Quecken von der Anvende reutete, lusterte herüber. Auf dem Nachbarstück pflügte Rungers Kartoffeln aus. Elsa, im weißen Kopftuch zwischen den beiden Mägden, schaute nicht auf von der Furche.

„Habt Gemach, Muhme Lis“, sagte Georg gedämpft. „Ihr habt damals doch den Krämer Lars so gerügt, daß er freite, kaum daß seine Mutter in der Erde kalt war.“

„Brauchst du gleich an Hochzeit zu denken? Wie mein rechter Arm ist sie mir gemesen, ehe du heimkamst, jetzt ein flüchtiges Riß.“

„Warum ist sie nicht weiter gekommen? Mich hätt's sicher gefreut.“

„Bist du ein Unmünder, so zu fragen! Seit wann gibt das Mädel den Treiber ab? Sollte sie sich und dich zwischen die Leutezungen bringen?“

„Habt Gemach, Muhme Lis. Der Wächter hat längst noch nicht die letzte Zwölf geblasen.“

Sie sah ihn zwischen Zürnen und Schmunzeln an und ging.

Zum andern Feierabend sah er, wie Elsa sich auf dem Felde versäumte. Auch er war noch ganz allein auf dem Saatacker. Langsam ging sie zum Bachsprink am Waldbrand, wusch sich die Hände, lehnte sich an einen Weidepfahl und träumte übers dämmernde Land.

Auf einem Umweg ging er zu ihr. Was er ihr zu sagen hatte, dafür sollte der Himmel über ihnen sein.

Sie erschrak, als er plötzlich neben ihr stand. „Was sinnst du so schwer, Elsa?“

„Du meinst wohl, was scheidest du so schwer?“ entgegnete sie leise.

Es war feierlich ringsum. Alles Rauhe und Laute des Tages floß in weiche Innigkeit über.

Georg nahm Elsas Hand und zwang ihren scheuen Blick in den seinen. „Sieh mich an, Elsa, ob du nicht Seele von meiner Seele bist. Und dann sag noch ein Wort von Scheiden.“

„Ach, Georg!“ Sie schlug die Hände vors Gesicht und schwieg.

„Sieh da unser Land, Elsa. Meinst du, ihm dienen brauche es nur rauhe Kraft und feste Arme? Die hatte Bernhard, aber du warst seine Seele. Sei es auch mir, Elsa. Laß uns zusammen im Dienste des Schöpfergottes die tote Scholle lebendig machen. Anders kann ich es nicht.“

„Mit mir auch nicht“, sagte sie traurig. „Er kann mich nicht segnen, weil ich an Bernhard gesündigt habe. Ich habe ihm gelogen, daß ich ihn liebe. Ich hätte auch am Traualtare gelogen.“

Sie wandte sich ab und sah dunkel ins Unsichtbare.

„Warum, Elsa? Sag mir endlich, warum?“

„Er war — dein Bruder!“

Sie sagte es so leise, daß er es kaum verstand. „Elsa!“ Er zog sie an sich und küßte sie feierlich.

Nur die blinkenden Sterne und die sprudelnde Quelle, vielleicht auch ein Reh am Walbrand, waren Zeuge.

„Elsa, und doch ist Gott über uns gewesen. Und ich weiß, er wird es immer sein, als der stille Dritte.“

„Ja. Aber ich bange vor ihm. Ich habe ihm gegrollt seit Jahren, warum er gerade dich nahm. Gerungen habe ich mit ihm in der Stille um dich. Nun gibt er mir den Sieg. Aber“ — ihre tiefen blauen Augen gingen feherisch hinaus über Strithosens Land, das sich weit bis zum Flusse lagerte — „er wird wiederkommen, und dann wird er sich nehmen, was er uns heute läßt.“

„Still, Elsa, diese Stunde ist zu feierlich, um sie zu verschatten“, wehrte Georg, von unwirklichem Schauer angerührt. — Von Elsas früh gestorbener Mutter ging die Rede, daß sie nächstens Dinge erschaute, die wenige sehen. — Er fühlte sich mit Elsa an den Grenzen heiligen Landes. Auch das lag auf hohen Bergen, auch der Dienst an seinen Opferaltären heischte reine Hände und Einsatz des Ganzen.

Hand in Hand gingen sie schweigend heim.

Bauer Strithosen, als er sie in die Stube kommen sah, war's zumute, wie wenn sich nach stürzenden Wettern neues Leben in zerschlagenem Erdreich regen will. Lieber als vor einem Jahre seinem Erstgeborenen gab er diesem Zweiten den Segen. Und der Braut auch.

Die Muhme weinte nun vor Glück, daß der Strithof nun doch seine „richtige Bäuerin“ bekommen würde. (Fortf. folgt.)

Umschau.

Suva (Fidschiinseln). Englische Regierung und religiöse Erziehung in den Kronkolonien. Herr Mayhem, Mitglied des Ausschusses, der sich im Schoße des Londoner Colonial Office zum Studium der Erziehungsfrage in den Kronkolonien gebildet, hielt in Suva einen hochbedeutsamen Vortrag. Die Teilnehmer, vor allem die Missionäre, hörten mit Genugtuung, wie Erzbischof Hinsley von Westminster, der vormalige Apostolische Delegat in Ostafrika, als einer der Männer bezeichnet wurde, die zumeist zur Ausarbeitung der Richtlinien beigetragen

haben, die augenblicklich in den englischen Kolonien bei der Erziehung der Eingeborenen als Richtschnur dienen. Darnach steht die Achtung vor der Religion in den Schulen an erster Stelle. Die englische Regierung ist sich bewußt, daß die kulturelle Hebung der einheimischen Rassen ohne die Religion als Grundlage abwegig ist und Zeitverlust bedeutet. Infolgedessen werden alle vom Kolonialamt abhängigen Kolonialregierungen bestrebt sein, den Missionären bei der Errichtung von Schulen völlig freie Hand zu lassen, und darüberhinaus sie nach Kräften unterstützen. Die

klare kategorische Art, wie Herr Mayhem diese Grundsätze vortrug, machte auf die Teilnehmer großen Eindruck. Der Repräsentant machte vor seinem Abschied

den hauptsächlichsten katholischen Schulinstitutionen der Kolonie, vor allem aber dem Lehrerseminar der Maristenbrüder in Camaci einen offiziellen Besuch.

Mota Sahab.*

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien.

Von Johann Baptist Müller S. J.

3. Kismet oder Termiten.

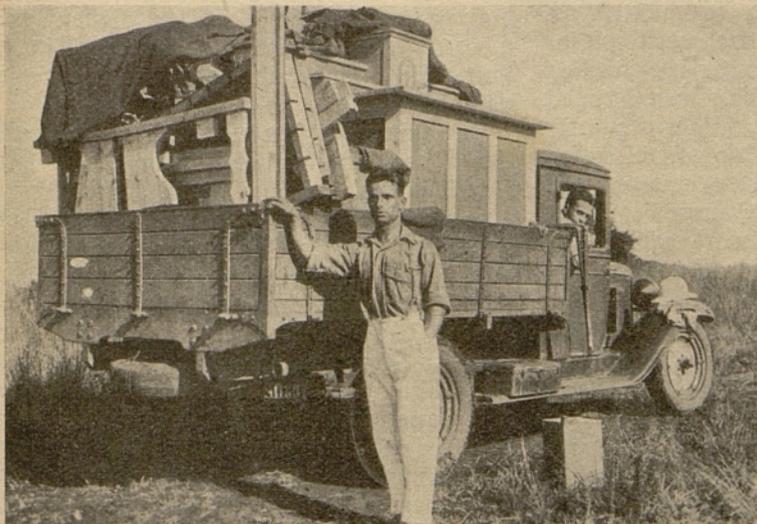
Bald nach meinem Amtsantritte mußte ich der „schönen Arbeit“ der Aufrichtung eines neuen Daches, die keinen Aufschub duldet, meine volle Aufmerksamkeit widmen. Ich teilte meinem hochwürdigen Herrn Bischof die Notwendigkeit des Unternehmens mit, setzte ihm aber meine gänzliche Mittellosigkeit auseinander. Darauf kam von dieser hohen Seite die gnädige und erfreuliche Antwort, ich könne auf Kosten der bischöflichen Kasse beginnen. Da sah ich ein, daß ich mir unnötigerweise Sorgen gemacht hatte, und zog die Lehre daraus, in Zukunft in ähnlichen Fällen die vermeintlich schwierige Angelegenheit ruhig und gelassen herankommen zu lassen. Es wird sich fast immer herausstellen, daß alles viel einfacher und leichter sich er-

ledigt, als man es sich eingebildet hatte. —

Auf meine Bitte schickte mir der hochwürdige Missionsobere von Bombay einen tüchtigen Bruder, der Schreiner und Zimmermann von Fach war. So konnten nach einigen Tagen die Wiederherstellungsarbeiten beginnen. Unter der Aufsicht des Bruders wurden zunächst von einem Trupp Kulis die vierschichtig gelagerten Hohlziegel herabgenommen. Als dann der zusammengebrochene Dachstuhl zerknickt und zerplittert vor dem Bruder da oben lag, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und rief aus: „Wie konnte man mit solch dünnen Balkchen aus schlechtem Dschungelholz und dazu noch ohne jeglichen Träger einen Dachstuhl bauen für eine solche Last von Ziegeln!“

Nun hatte ja das schwache Gebälk schon einige Jahre die Ziegellast getragen, und irgendeine starke Erschütterung durch Sturm oder Erdbeben hatte inzwischen nicht stattgefunden. Die eigentliche Ursache

* Der Abdruck erfolgt mit Zustimmung des Verlages Herder & Co. in Freiburg (Breisgau), Baden.



Neue Kapelle im Swaziland.

Altar, Bänke und sonstige Kapelleneinrichtung werden gerade im Lastwagen von der Hauptstation Bremersdorp des Swazilandes nach dem Hinterland geschafft. Die Serviten Mariens haben dort die Mission übernommen unter den 125.000 Einheimischen, die den Südoostzipfel von Transvaal bewohnen.

(Fides-Foto.)

des Zusammenbruchs mußte also anderswo liegen. Sie wurde auch bald gefunden.

Als nämlich der Zimmermann die zerbrochenen Balklein genau untersuchte, sah er, daß das Innere derselben fast ganz zerfressen war von den gefürchteten und allem Holzwerk höchst gefährlichen Termiten oder weißen Ameisen. „Werfen Sie mal ein Stück zerfressenen Holzes herunter!“ rief ich ihm zu. Im Nu war es da. Es wog so leicht wie ein hölzernes Rohr. Die äußere Holzwand war unberührt und tabellos; aber das Innere war ganz zerfressen und enthielt nur noch ein unregelmäßig abgenagtes dünnes Gerippe und viel dunkelbraunen Staub: das gewöhnliche Bild des Zerstörungswerkes der Termiten.

„Sa, da kommst du gerade recht, Nurali, du Licht des Morgenlandes“, rief ich meinem Hausdiener, dem „Mädchen für alles“, zu, der auf den Zehen zu mir heranschlich. „Wie erklärst du dir denn den Zusammenbruch des Daches? Du warst doch hier, als es geschah!“

„D Suzür (d. h. Durchlaucht), was weiß ich? Es war eben Kismet, es war so bestimmt!“

„Da haben wir es wieder! Immer seid ihr mit eurem nichts sagenden Kismet (Schicksal) bei der Hand. So sagt ihr Kismetianer immer, wenn ihr zu denkfaul seid, einer Sache auf den Grund zu gehen. Wärest du ein Philosoph, so müßtest du wissen, daß der weltbekannte oberste philosophische Grundsatz lautet: ‚Es hat ja alles seine Ursache, es hat ja alles seinen Grund.‘ Schau, so ist es auch hier mit dem zusammengefallenen Dach. Sieh dir einmal dieses Stück Holz vom Dachstuhl genau an und sage mir: Hat Kismet das Innere desselben ausgefressen oder die kleinen Dimáki, die bekannten Chiánties (weiße Ameisen), die noch da drin herumlaufen?“

„D Saheb“, gestand er, beschämt lächelnd und mit einer Geste demütiger Entschuldigung, „ich bin ein Esel und der Sohn eines Esels, daß ich nicht darauf gekommen bin; die Dinger habe ich ja schon oft gesehen!“ Seit der Zeit habe ich das Wort Kismet nicht mehr aus seinem Munde gehört.

Bald war alles nötige Holz zur Stelle,

und dank der tüchtigen Arbeit des Bruders stand innerhalb dreier Wochen ein neuer, widerstandsfähiger Dachstuhl auf dem Hause. Nach einigen Tagen war man auch mit dem Auflegen der Ziegel fertig. — So, nun konnte es regnen, soviel es wollte. Der Pastor-Saheb brauchte keinen Regenschirm in seiner Behausung zu tragen.

*

Aber nun galt es, einem andern Zerstörungswerk der Termiten Halt zu gebieten. Der oberste Stützbalken der Treppe, die dem Giebel des Schulhauses entlang hinauf zur Veranda führte, war auch zerfressen und aus dem Gefüge gegangen, so daß der obere Teil der Treppe nach der rechten Seite etwas herunterhing und man beim Hinaufgehen sich oben fest an der Wand halten und vorsichtig auf den Boden der Veranda schwingen mußte. Ein neuer, fester Balken von hartem Teakholz wurde eingesetzt, und die Stiege war wieder sicher. Auch einige Pfosten und Tragbalken der Veranda, die von außen fest und unverfehrt schienen, aber beim Klopfen verächtlich hohl klangen, wurden herausgenommen und durch neue ersetzt. Bei allen alten Holzstücken zeigte sich dasselbe Bild: das Innere war mehr oder minder zerfressen.

*

Nicht nur allem Holzwerk, sondern auch den gedruckten Schätzen der Wissenschaft werden die Termiten gefährlich. Davon sollte ich auch schon bald ein trauriges Beispiel erleben.

In einem großen Zimmer im oberen Stock des Schulhauses waren einige mit Schulbüchern gefüllte Wandschränke. In einem derselben lag im untern Teil ein eineinhalb Meter hoher Stoß von schön aufeinandergeschichteten Jahrgängen der vornehmen englischen katholischen Wochenschrift „The Tablet“. Als mein Vorgänger mir das Zimmer zeigte, wies er auf diesen Stoß hin und sagte mir: „Wenn Sie einmal Langeweile haben, so finden Sie hier Stoff genug zum Lesen.“ Darüber war ich sehr erfreut, denn ich hatte die Zeitschrift wegen ihres gediegenen Inhaltes immer sehr geschätzt. Als ich nun eines Tages

einige Nummern abheben wollte, gelang mir das nicht. Die vielen hundert Nummern waren von oben bis unten fest zusammengepappt. Meine oben zugreifenden Finger versanken im Staub. Bei weiterem Tasten erwies sich außer den vier Rändern der einzelnen Stücke alles als Staub und Moder. Von außen sah der ganze Stoß rein und unverfehrt aus, und kein Mensch hätte ahnen können, wie schlimm es um ihn stand. Der Schein trügt, wie beim Sodomsapfel und bei den übertünchten Gräbern, so auch hier. Ich versuchte, das hohe Paket Zeitschriften emporzuheben. Es ging kinderleicht. Die innere Säule von Staub sank unten zu einem Haufen heraus, und in meinen Händen hielt ich ein viereckiges Rohr von Papier.

Der ganze Inhalt des „Tablet“ scheint den Termiten vorzüglich zugesagt zu haben. Alle wissenschaftlichen Abhandlungen in den vielen Jahrgängen, alle scharfsinnigen Erörterungen über religiöse, sittliche, wirtschaftliche, erzieherische, politische, soziale Fragen hatten sie durch und durch „inne“ und gründlich verdaut. Wenn doch die geistige Verdauung des von den Drakeln der Wissenschaft Gehörten und Gelesenen auch so schnell und gründlich vonstatten ginge! Aber wie ist da so vieles unverdaulich!

Unter solchen und ähnlichen frivolen Gedanken ging ich nun doch etwas besorgt an die Untersuchung der Bücher in den andern Wandschränken heran. Aber es war doch nicht so schlimm, wie ich erwartet hatte. Von den Büchern, die in Säcken aufeinander lagen, waren die obersten und einige untere beschädigt. Die obersten waren mit einer braunerdigen Kruste (aus den Ausscheidungen der Termiten bereitet) überzogen, unter der sich nach einigem Kratzen und Wischen ein fast ganz zerfressener Deckel zeigte; bei einigen von den unteren Büchern waren größere oder kleinere Buchten in den Inhalt hineingefressen.

Am besten waren die in Reihen aufgestellten Bücher davongekommen. Von ihnen hatten nur das erste und das letzte in der Reihe die äußern Deckel eingebüßt. Die andern dazwischen waren nur von einzelnen unternehmungslustigen Termiten heimgesucht worden. Diese hatten sich durch



Bananenbüschel.

Die Banane bildet für einen großen Teil der einheimischen Bevölkerung Zentral- und Ostafrikas die Hauptnahrung. Das Bild wurde von Consolatamissionären in Nyeri — Kenyafolonie, Ostafrika — aufgenommen. (Fides-Foto.)

die ganze Reihe hindurchgearbeitet, vom Abcbuch bis zum „Verlorenen Paradies“ von Milton, vom Einmaleins bis zu den schwersten Aufgaben von Euklid; sie waren durch einen engen runden Tunnel von England durch alle Erdteile und Meere bis zu den Fidjchi-Inseln der Südsee gelangt, wo sie wahrscheinlich unter die Menschenfresser gerieten. Da war es natürlich mit ihnen vorbei.

Ich rief meinen Hausdiener herbei, um das Zimmer auszukehren. Als er zur Stelle war und all den Unrat sah, machte er große Augen. Er wußte wohl nicht, wie die Menge Staub plötzlich dahingekommen war. „Nun sieh mal, Rurali“, sagte ich, „sieh mal, was dein liebes Rismet wieder alles angerichtet hat!“

„Bei Allah, Sahib“, beteuerte er, „nein, das haben die Dimáki getan. Die gehen nur auf Schaden aus; die müssen vom Schaitan (Satan) besessen sein.“

Ja, das sollte man beinahe meinen. Aber wie soll man ihnen beikommen, wie sich ihrer erwehren? — Um sie wenigstens einige Zeit aus den Schränken zu halten, ließ ich diese gut reinigen und dann mit Petroleum austreichen. Tatsächlich ließen sich nachher keine Termiten mehr darin blicken.

Später bin ich noch zweimal dem Zerstörungswerk der Termiten noch gerade rechtzeitig auf die Spur gekommen, einmal in der Sakristei im Parlamentenschrank und das andere Mal im Übungsfaal daneben an einem neuen Harmonium. (Darüber habe ich in den „Katholischen Missionen“, Dezember-Heft 1932, eingehend berichtet.)

Die Termiten gehören zur Ordnung der Netzflügler (neuroptera). Sie werden fälschlich „weiße Ameisen“ genannt, denn die Ameisen gehören zur Ordnung der Immen (hymenoptera). Es gibt viele Abarten von Termiten; die beiden bekanntesten sind der „*Termes obesus*“ und der „*Leucotermes indicola*“. — Die erste Art baut pyramidenartige Hügel über der Erde und wohnt in wohlgeordneten Völkerschaften zusammen, die aus König, Königin, Arbeitern und Soldaten bestehen. Gewöhnlich unterhalten sie auch in ihren Nestern eine Reihe anderer Insekten, sogenannte Termitengäste, deren süßliche Ausscheidungen ihnen überaus gut schmecken. Der Haushalt und die Lebensweise dieser Termiten läßt sich ohne besondere Schwierigkeiten beobachten und ist durch weitläufige Forschungen schon größtenteils bekannt. Der Mensch braucht sie nicht zu fürchten.

Anders verhält es sich mit der zweiten, oben genug gekennzeichneten Art, dem „*Leucotermes indicola*“. Diese baut keine Nester über der Erde, beschränkt sich auch nicht auf einzelne Orte, sondern hat ihre wohlgeborgenen Schlupfwinkel in der Erde, und zwar überall in ganz Indien. Es sind die gefährlichsten und gefürchtetsten aller Termiten. Sie rücken zwar dem Menschen nicht zu Leibe, fallen aber mit um so größerer Frechheit über alles her, was man

außer Metallen und Steinen sein eigen nennt. Was immer sie finden an Holz, Leder, Tuch, Pappendeckel und Papier, fällt ihrem Fraß zum Opfer. Darum sind sie eine wahre Geißel und eine allgemeine Landesplage für ganz Indien.

Wohl haben Goten, Tataren, Hunnen und Vandalen in längst vergangenen Zeiten schrecklich gehaust und in ihrer Zerstörungswut überall, wohin sie kamen, Schrecken und Verderben verbreitet. Was sie verübt, das war einmal und ist nun längst vorüber. Aber das Zerstörungswerk der Termiten geht in Indien zu allen Zeiten und an allen Orten unaufhaltsam weiter. Gegen all die gefährlichen Tiere, wie Tiger, Panther und Schlangen, kann man sich schützen: gegen die Termiten aber ist man wehrlos. Man bemerkt sie nicht eher, als bis sie bereits irgendeinen Schabernack verübt haben.

Sobald man an einer Wand oder einem Möbelstück eine braunerdige Ader, so dick wie ein Strohhalme, sieht, weiß man Bescheid. Dann heißt es gleich zugreifen und die Eindringlinge, soweit man kann, verfolgen und vernichten. Da sie Feinde des Lichtes sind, bauen sie mit ihren Ausscheidungen eine Kruste über sich, und unter dieser Deckung, wie unter einem Schilde, betreiben sie ihr Zerstörungswerk. Entfernt man die dünne Kruste, so geraten die Banditen in die größte Aufregung und laufen fieberhaft umher, um irgendein Loch zu finden und dorthin zu flüchten. Bei dieser Gelegenheit kann man die Ertappten, weil sie blind sind, fast restlos vernichten und hat die bescheidene Genugtuung, ihnen wenigstens an dieser Stelle einen Strich durch die Rechnung gemacht zu haben.

Wie dankbar wäre die ganze Bevölkerung Indiens, wenn es der Wissenschaft gelänge, ein Sicherheitsmittel gegen die *Leucotermes*-Plage zu finden! Aber bisher steht die Forschung der unterirdischen Lebensweise dieser Termitenart und der Frage ihrer Unschädlichmachung noch ratlos gegenüber. Darüber aber herrscht völlige Klarheit, wer die Verantwortung für all die erwähnten Verwüstungen trägt: Rismet oder die Termiten.

(Fortsetzung folgt.)